

sonderlich viel Bock hatte. Oder, wie mein Englischlehrer Mr Collins es formulieren würde, wohin ich nicht den Wunsch hegte, meinen Wohnsitz zu verlegen. Meine Großmutter wohnte zwar dort, aber sie war uns immer besuchen gekommen, da wir ja nun mal in Südkalifornien wohnten und sie eben in Connecticut. Und nun hatte meine Mutter vom Fachbereich Anglistik am Stanwich College ein Stellenangebot bekommen. Außerdem gab es dort in der Nähe eine megatolle Highschool, die wir ihrer Ansicht nach bestimmt ganz super finden würden. Das College war ihr bei der Wohnungssuche behilflich gewesen, und sobald für Charlie und mich das Schuljahr um war, würden wir allesamt dorthin ziehen, während die Maklerin mit dem Schild *Welcome HOME* unser bisheriges Haus verhökerte.

Das war zumindest der Plan. Aber einen Monat nachdem das Schild in unserem Garten aufgetaucht war, konnte selbst meine Mutter nicht mehr so tun, als ob sie nicht mitkriegen würde, was mit Charlie los war. Als Nächstes hat sie ihn dann von der Schule genommen und in einer Entzugsklinik für Jugendliche in North Carolina untergebracht. Unmittelbar danach ist sie nach Connecticut abgereist, weil sie dort am College schon ein paar Sommerkurse geben musste und sich »um alles kümmern« wollte. Zumindest war das ihre Begründung. Ich allerdings hegte den starken Verdacht, dass sie hauptsächlich weg von mir wollte. Sie konnte mich ja kaum noch richtig anschauen. Nicht, dass ich ihr das verübelte. Schließlich konnte ich mir an den meisten Tagen selber nicht ins Gesicht sehen.

Deshalb habe ich den letzten Monat allein in unserem Haus zugebracht, abgesehen von Hildy, der Maklerin, die ab und zu mit ein paar Interessenten auftauchte - und zwar meistens dann, wenn ich gerade aus der Dusche kam -, und von meiner Tante, die gelegentlich aus Santa Barbara herkam und kontrollierte, ob ich mich vernünftig ernährte und nicht heimlich Crystal Meth produzierte. Der Plan war simpel: Ich sollte das Schuljahr noch beenden und mich dann direkt nach Connecticut begeben. Einziges Problem war das Auto.

Die Leute im Subaru unterhielten sich immer noch, aber anscheinend hatten sie die Gurte inzwischen abgeschnallt, denn nun sahen sie sich an. Ich warf einen Blick zu unserer Doppelgarage, in der jetzt nur noch ein Auto stand - das einzige, das wir noch hatten. Es gehörte meiner Mutter und war ein roter Jeep Liberty. Sie brauchte ihn dringend in Connecticut, da es langsam ein Problem wurde, sich ständig den Uralt-Cadillac meiner Großmutter auszuborgen. Dadurch verpasste Oma nämlich immer wieder ihre Bridgerunden und sie hatte überhaupt kein Verständnis dafür, dass meine Mutter andauernd in irgendwelche Einrichtungsmärkte fahren musste. Vor einer Woche, am

Donnerstagabend, hat mir meine Mutter dann mitgeteilt, wie sie das Autoproblem zu lösen gedachte.

Es war der Premierenabend unseres Frühjahrsmusicals *Candide* und zum ersten Mal wartete nach der Aufführung niemand im Foyer auf mich. Früher hatte ich meine Eltern und Charlie immer möglichst schnell abgewimmelt und war in Gedanken schon bei der Premierenparty, während ich ihre Blumen und Komplimente entgegennahm. Bis vor Kurzem hatte ich keine Ahnung, wie es sich anfühlt, wenn nach der Vorstellung keiner auf einen wartet und sagt, wie toll er die Aufführung fand. Diesmal bin ich gleich mit dem Taxi nach Hause gefahren, ohne zu wissen, wo die Party überhaupt steigt. Die anderen Darsteller, mit denen ich noch vor drei Monaten eng befreundet gewesen war, alberten herum und quatschten, während ich stur meine Tasche packte und dann vor der Schule auf das Taxi wartete. Inzwischen hatte ich ihnen so oft gesagt, dass sie mich in Ruhe lassen sollen, dass sie das nun tatsächlich taten. Eigentlich nicht weiter überraschend. Ich hatte gelernt, dass sich die Leute ziemlich schnell zurückzogen, wenn man sie nur heftig genug vor den Kopf stieß.

Als das Telefon klingelte, stand ich gerade noch in voller Cunégonde-Maske in der Küche. Die angeklebten Wimpern juckten schon und der Song »Best of All Possible Worlds« ging mir nicht aus dem Kopf.

»Hallo, mein Schatz«, hörte ich meine Mutter gähmend sagen, als ich ranging. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es in Connecticut schon fast ein Uhr nachts war. »Wie geht's denn bei dir?«

Ich war kurz davor, ihr die Wahrheit zu sagen. Aber da ich das nun schon fast drei Monate nicht mehr gemacht hatte und ihr offenbar nichts aufgefallen war, kam es mir unsinnig vor, ausgerechnet jetzt damit anzufangen. »Gut«, war daher also die Antwort meiner Wahl. Ich stellte einen Rest Pizza Casa Bianca von gestern Abend in die Mikrowelle und schaltete auf Aufwärmen.

»Also, jetzt hör zu«, fing meine Mutter an, sodass bei mir sofort die Alarmglocken schrillten. So leitete sie immer Sachen ein, die für mich nicht gerade angenehm ausfielen. Außerdem redete sie verdächtig schnell. »Es geht um das Auto.«

»Das Auto?« Ich nahm die Pizza heraus und ließ sie auf einem Teller abkühlen. Ganz unbemerkt war dieser Teller von einem x-beliebigen zu *dem* Teller geworden, denn ich benutzte nur noch diesen und spülte ihn nach dem Essen immer gleich ab. Insofern war das ganze restliche Geschirr praktisch überflüssig geworden.

»Ja«, sagte sie und unterdrückte ein weiteres Gähnen. »Ich habe mich mal informiert, was es kosten würde, es mit dem Autotransporter liefern zu lassen. Dazu kämen noch deine

Flugkosten, und na ja ...« Sie machte eine kurze Pause. »Das geht im Moment einfach nicht. Da das Haus noch nicht verkauft ist und Charlies Einrichtung ja auch einiges kostet ...«

»Ja, und was soll das jetzt heißen?«, fragte ich, weil ich ihr nicht ganz folgen konnte. Zögernd biss ich in meine Pizza.

»Beides zusammen können wir uns nicht leisten«, erklärte sie. »Und ich brauche das Auto. Deshalb muss es hierhergefahren werden.«

Obwohl die Pizza noch viel zu heiß war, schluckte ich den Bissen herunter und fühlte, wie es im Mund brannte und mir die Tränen kamen. »Aber ich kann das nicht machen«, antwortete ich, als ich wieder einigermaßen reden konnte. Seit dem Unfall hatte ich nicht mehr am Steuer gesessen und konnte mir auch nicht vorstellen, es bald wieder zu tun. Vielleicht auch nie mehr. Meine Kehle war wie zugeschnürt, aber ich zwang mich zu sagen: »Du weißt, dass ich das nicht kann.«

»Oh nein, du sollst ja auch nicht selber fahren!« Für jemanden, der eben noch gegähnt hatte, klang sie einen Tick zu aufgeräumt. »Marilyns Sohn fährt. Er muss sowieso an die Ostküste, weil er den Sommer bei seinem Vater in Philadelphia verbringt. Von daher passt das ganz prima.«

In diesem Satz blinkten so viele Fragezeichen auf, dass ich gar nicht wusste, wo ich anfangen sollte. »Marilyn?«, fragte ich also, um von vorn zu beginnen.

»Marilyn Sullivan«, antwortete sie. »Oder vermutlich inzwischen Marilyn Harper. Ich vergesse immer, dass sie nach der Scheidung wieder ihren Mädchennamen angenommen hat. Egal, meine Freundin Marilyn jedenfalls, die kennst du doch. Die Sullivans haben bis zu ihrer Scheidung gleich um die Ecke in der Holloway Road gewohnt, danach ist sie nach Pasadena gezogen. Du und Roger, ihr habt doch zusammen immer dieses Fangspiel gespielt. Wie hieß das noch mal? Arztschnappen? Krankenhausfangen?«

»Doktorfangen«, erwiderte ich, ohne nachzudenken. »Und wer ist Roger?«

Sie stieß einen ihrer langen Seufzer aus, um mir zu signalisieren, dass ich ihre Geduld arg strapazierte. »Marilyns Sohn«, sagte sie genervt. »Roger Sullivan. Den musst du doch noch kennen.«

Meine Mutter versuchte, mir ständig irgendwelche Sachen einzureden, an die ich mich angeblich erinnern sollte und die angeblich genau so gewesen waren. »Nein, keine Ahnung, wer das sein soll.«

»Natürlich erinnerst du dich an ihn. Du hast doch gerade selbst gesagt, dass ihr immer dieses Spiel gespielt habt.«

»Ich erinnere mich nur an das Doktorfangen«, brummte ich und fragte mich - nicht zum ersten Mal -, wieso Gespräche mit meiner

Mutter eigentlich immer so nervig waren. »Von einem Roger weiß ich nichts. Und auch nicht von einer Marilyn.«

»Na dann«, entgegnete sie, krampfhaft um einen optimistischen Tonfall bemüht, »wirst du ihn eben jetzt kennenlernen. Ich habe für euch eine Reiseroute zusammengestellt. Ihr müsstet in etwa vier Tagen hier sein.«

Die Frage, wer sich hier an wen erinnerte, war plötzlich nebensächlich. »Warte mal kurz«, antwortete ich und hielt mich an der Küchentheke fest. »Du willst, dass ich vier Tage mit jemandem im Auto sitze, den ich überhaupt nicht kenne?«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ihr euch kennt«, fauchte meine Mutter und machte damit deutlich, dass für sie das Thema erledigt war. »Und Marilyn sagt, er ist ein sehr netter Junge. Er tut uns damit einen großen Gefallen, bedenk das bitte.«

»Aber, Mom, ich ...«, begann ich und wusste nicht, was ich weiter sagen sollte. Vielleicht, dass ich es kaum noch ertragen konnte, im Auto zu sitzen. Mit dem Bus zur Schule und zurück zu fahren, ging einigermaßen, aber schon die Taxifahrt nach der Premiere hatte mir Herzrasen verursacht. Außerdem war ich inzwischen so ans Alleinsein gewöhnt, dass ich es gar nicht mehr so übel fand. Der Gedanke daran, eine derart lange Zeit mit einem fremden Menschen, egal ob nett oder nicht, im Auto zuzubringen, löste bei mir Schweißausbrüche aus.

»Amy«, sagte meine Mutter mit einem tiefen Seufzer. »Jetzt sei doch bitte nicht so schwierig.«

Natürlich würde ich nicht schwierig sein, das war schließlich Charlies Job. Ich war nie schwierig und darauf baute meine Mutter eben einfach. »Okay«, sagte ich leise und hoffte, dass sie mitbekam, wie schwer mir das fiel. Aber falls sie es überhaupt merkte, ignorierte sie es einfach.

»Gut.« Ihr munterer Ton war zurück. »Sobald ich die Zimmer reserviert habe, maile ich dir die Reiseroute. Ich habe dir auch noch ein Geschenk für die Fahrt bestellt. Es müsste eigentlich vor deiner Abreise ankommen.«

Mir fiel ein, dass meine Mutter nicht einmal gefragt hatte. Ich sah auf die Pizza vor mir, aber der Appetit war mir vergangen.

»Ach so, ja«, fügte sie endlich hinzu, »wie war denn eigentlich die Aufführung?«

Und jetzt war das Musical längst Geschichte, die Prüfungen geschafft und in der Einfahrt stand ein Subaru mit Roger, diesem Doktorfänger-Spieler. Die ganze Woche hatte ich gegrübelt, ob ich mich vielleicht doch an einen Roger erinnern konnte. Dabei fiel mir ein Nachbarsjunge mit blonden Haaren und Segelohren ein, der einen rotbraunen Ball an sich presste und uns zurief, ob wir nicht zusammen spielen wollen. Charlie wusste bestimmt noch mehr,

denn trotz seiner schrägen Hobbys hatte er ein unglaublich gutes Gedächtnis. Aber Charlie war gerade nicht direkt greifbar.

Beide Autotüren öffneten sich, und eine Frau, ungefähr im Alter meiner Mutter – vermutlich also Marilyn –, stieg aus, gefolgt von einem großen, eher schlaksigen Typen. Ich sah ihn nur von hinten, als Marilyn die Heckklappe öffnete und eine vollgestopfte armymäßige Reisetasche und einen Rucksack herausholte. Nachdem sie die Sachen abgestellt hatte, umarmten sich die beiden. Der Typ – höchstwahrscheinlich Roger – war mindestens einen Kopf größer als sie und musste sich zum Umarmen ein bisschen zu ihr hinunterbeugen. Ich rechnete mit einer ausgedehnten Abschiedsszene, doch ich hörte nur, wie er ihr zurief: »Und meld dich mal.« Marilyn lachte, als ob sie das erwartet hätte. Nachdem sie sich getrennt hatten, bemerkte sie meinen Blick und lächelte mir zu. Ich nickte zurück und sie stieg ins Auto. Als sie in unserer Sackgasse wendete, sah Roger ihr nach und hob noch einmal grüßend die Hand.

Nachdem das Auto weggefahren war, warf er sich sein Gepäck über die Schulter und kam auf das Haus zu. Als er sich zu mir herumgedreht hatte, musste ich zweimal hinsehen. Die Segelohren waren verschwunden. Der Typ, der da auf mich zukam, sah erschreckend gut aus. Er hatte breite Schultern, hellbraune Haare, dunkle Augen und lächelte mich an.

Mir war schlagartig klar, dass das die Fahrt ein ganzes Stück komplizierter machte.